

BARBARA O'HARE

ACHT MONATE IN DER HÖLLE

WIE ICH DIE
MENSCHENVERSUCHE IN
ASTON HALL ÜBERLEBTE



Weltbild Premiere



Acht Monate in der Hölle

Barbara O'Hare

Acht Monate in der Hölle

Wie ich die Menschenversuche in
Aston Hall überlebte

Aus dem Englischen von
Bernhardt Liesen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *The Hospital – How I survived the secret child experiments at Aston Hall* First published in the UK by BLINK Publishing, an imprint of Bonnier Publishing Group.

Text-Copyright © Barbara O'Hare
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Bernhard Liesen
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel, Teising
Covermotiv: © istockphoto/spfoto; Talshiar
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-3930-1

2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Inhalt

Prolog	7
1. Zigeunertochter	9
2. Geplatzter Kindergeburtstag	24
3. Die Puppe	41
4. Verlorene Kinder	50
5. Der Arzt	66
6. Aus den Augen, aus dem Sinn	78
7. Das Krankenhaus	94
8. Menschliche Versuchskaninchen	107
9. Dame der Fürze	125
10. Tränen und Zahnbürsten	130
11. Die Nacht hat tausend Augen	142
12. Die Krankenhausschule	147
13. Todesgedanken	157
14. Der Besuch	169
15. Mitternachtsschmaus	180
16. Die Maus	188
17. Stille Wut	197
18. Sich wehren	207
19. Darüber reden	219
20. Dem Schrecken entkommen	231
21. Die Erziehungsanstalt	237
22. Eskalation	250
23. Marmaduke	260
24. Der Brief	269
25. Ein Blick zurück	282
26. Der Kampf meines Lebens	287
27. Überleben	293
Danksagung	301

Prolog

Montag, 9. Januar 1995

Rushhour, stockender Verkehr, ermüdendes Stop-and-go.

Bremsen, ein paar Meter im Schneckentempo, anhalten ...

Ich schalte die Heizung höher, die Fenster sind beschlagen. Da sind Schmierspuren, wo ich versucht habe, sie sauber zu reiben. Plötzlich wird es sehr warm. Ich plaudere mit der Freundin neben mir auf dem Beifahrersitz.

Unvorsichtige Teenager rennen zwischen den Autos über die Straße, und ich muss noch häufiger bremsen. In der Luft hängen Abgaswolken.

»Mach mal lauter, ich liebe diesen Song«, sagte meine Freundin, als im Autoradio das Intro von »Whatever« von Oasis ertönt.

Mit den Fingerspitzen schlage ich auf dem Lenkrad den Takt mit.

Gerade ist die Schule aus. Kleine Kinder in Schuluniformen umklammern die Hände ihrer Mütter und bauen sich mit ihnen am Rand der viel befahrenen Straße auf. Die Ampel springt auf Rot um. Ich bremse erneut und sehe sorglose, glückliche Kinder die Straße überqueren. Für den Rest des Tages haben sie frei. Meine Gedanken schweifen ab, während ich aus dem Fenster schaue. Plötzlich erblicke ich die Feuerwache, ein unauffälliges Gebäude aus rotem Backstein, mit einem hohen Schornstein und Fenstern mit weiß gestrichenen Holzrahmen, die exakt jenen von Aston Hall gleichen. Mein Herzschlag beschleunigt sich, mein Mund ist wie ausgetrocknet. Auf einen Schlag fühle ich mich zurückversetzt in das Krankenhaus. Da ist der Arzt, ich bin sein

menschliches Versuchskaninchen, Objekt seines Experiments.

Ich spüre seinen heißen Atem auf meinem Hals, während ich versuche, den Kopf abzuwenden. Der Geruch von Äther steigt mir in die Nase. Ich bin gelähmt und hilflos. Ich sehe seine Hand und die Maske, die er mir fest aufs Gesicht drückt.

Sein Gewicht scheint mich zu erdrücken. Ich schnappe nach Luft und klammere mich verzweifelt an der kühlen Gummiauflage der Matratze fest. Es ist finster in dem Raum. Finster wie seine Seele.

Ich sitze hilflos in der Falle, vollgepumpt mit Medikamenten ... Ein zwölfjähriges Mädchen, das darum bettelt, sterben zu dürfen ...

1

Zigeunertochter

Ein unheimliches, düsteres Haus. Ich schaute aus einem Fenster, das auf einen Hof ging. Ein trostloser Streifen Rasen, verdorrtes Gras, umgeben von grauem Kopfsteinpflaster. Vor dem Fenster stand ein Kinderwagen, Marke Silver Cross, auf dessen Chrom sich das Sonnenlicht reflektierte.

»Komm schon, Barbara, klettere da rein«, sagte eine schlanke Blondine, die mit der Hand herumfuchtelte, um mich zur Eile anzutreiben.

Ich packte die Seite des Kinderwagens und hievte mich hinein, während die Frau den Wagen festhielt, damit er nicht zu sehr schaukelte. Ich kringelte mich zusammen, doch es half nicht. Ich war vier Jahre alt und zu groß, um in so einem Kinderwagen schlafen zu können. Ich setzte mich auf und schaute mich um.

»Bleib, wo du bist«, sagte die Frau, die sich meinem Vater zuwandte, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte.

»Wir lassen sie einfach hier. Sie kommt schon allein klar.«

Ich lächle und schweige, weil ich es nicht wage, mich zu beschweren. Der viel zu enge Kinderwagen wird für diese Nacht mein Bett sein. Ich schließe die Augen und tue so, als würde ich schlafen. Ich höre Stimmen, das Geräusch der sich schließenden Zimmertür. Die Erwachsenen sind verschwunden, und plötzlich bin ich allein. Das Klackern der Absätze der Frau im Flur wird leiser, dann wird im Erdgeschoss eine Tür zugeschlagen. Von unten höre ich gedämpft die Stimmen meines Vaters und der Blondine. Ich kann sie nicht sehen, weiß aber, dass etwas geschieht und dass ich dabei unerwünscht bin.

Ich schloss die Augen und versuchte, mich an meine Mutter zu erinnern, doch es war so, als würde man versuchen, mit den Händen nach einer Wolke zu greifen. Ein Foto von ihr hatte ich nicht, und das Bild von ihr, das mein Gedächtnis bewahrt hatte, wurde immer verschwommener und löste sich irgendwann ganz auf. Dad hatte mir erzählt, meine Mutter habe mich als Baby verlassen. Er sagte, sie sei eine irische Zigeunerin mit knallrotem Haar, und als Tochter einer Zigeunerin sei ich eine Außenseiterin. Ich stellte sie mir als keltische Schönheit auf einem heißblütigen, galoppierenden Pferd vor, ihr rotes Haar flatterte im Wind. Ich betete, sie möge eines Tages zurückkommen, um mich zu holen, doch im Laufe der Zeit wurde mir klar, dass ich sie wahrscheinlich nie wiedersehen würde. Dad hatte gesagt, als sie mich im Stich gelassen habe, sei ich elf Monate alt gewesen und hätte noch gewickelt werden müssen. Sie habe ihren billigen Schmuck und Porzellan mitgenommen, mich aber zurückgelassen, als wäre ich nicht mehr wert als ein paar alte Lappen. Ständig blickte ich zur Tür, in der Hoffnung, sie würde doch zurückkommen.

Unterdessen waren statt ihr immer andere Frauen da. Für seine Umgebung war mein Vater ein echter Charmeur mit einem Faible für die Damenwelt. Er war groß und hatte dunkles Haar. Alle Welt sagte, er sei ein Doppelgänger von Elvis Presley, aber er war mein Vater, und ich kannte seine andere Seite. Er nutzte sein gutes Aussehen, um alle hübschen Frauen zu verführen, die seinen Weg kreuzten. Aber mit dieser Blondine jetzt war alles anders, denn sie blieb länger als ihre Vorgängerinnen. Sie hieß Marion. In unserem Haus gab es keine Teppiche und nur einen kleinen Gasofen im Vorderzimmer, doch mein Vater schien immer genug Geld zu haben, um mit Marion auszugehen. Mittlerweile war ich fünf und immer allein, wenn sie das Haus verließen, um den Abend im Pub zu verbringen.

Unser gemeindeeigenes Reihenhaus kostete wenig Miete und war ziemlich einfach. Drei Zimmer, eine braune Ledercouch im Erdgeschoss diente als Reservebett. Mein Zimmer war im hinteren Teil des Hauses und nur mit einem schmalen Bett und einem Kleiderschrank aus Nussbaumholz möbliert. Den ganzen Tag über musste ich dortbleiben, besonders, wenn Marion da war. Eines Nachmittags hörte ich die Haustür ins Schloss fallen und dann das Klackern ihrer hohen Absätze auf den hölzernen Bodendielen. Eine Duftwolke ihres Parfüms breitete sich im Haus aus, und dann schloss sich unten die Tür des Schlafzimmers meines Vaters. Gelächter, das Klirren von Gläsern. Schließlich kam Marion die Treppe hoch und trat in mein Zimmer. Sie hielt einen Karton in der Hand, in dem Eier verkauft werden, und gab ihn mir.

»Renn nicht ständig aufs Klo, ich hab keine Lust, immer die Spülung zu hören«, fuhr sie mich an. »Und bleib vom Fenster weg!«

Mein Vater kam mit der alten Trittleiter, stellte sie im Flur unter die Dachbodenluke, stieg hinauf und stieß die Luke auf. Ich starrte auf das schwarze Loch in der Decke.

Marion winkte mich zu sich. »Komm her, Barbara.« Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem dunklen Loch, als ich zu ihr trat.

Sie zeigte darauf. »Sieh genau hin. Da oben wohnt ein Ungeheuer. Falls du dein Zimmer verlässt, während dein Vater und ich außer Haus sind, springt es nach unten und frisst dich auf.«

Ich schnappte nach Luft, blickte auf die offene Luke und wich erschrocken in mein Zimmer zurück.

»Keine Sorge«, fuhr Marion etwas versöhnlicher fort. »Solange du in deinem Zimmer bleibst und ein gutes Mädchen bist, hört dich das Ungeheuer nicht und lässt dich in Ruhe. Hast du das verstanden?«

Ich nickte, aber ich war verängstigt, und mein Herz klopfte wie wild.

»Also sei ein gutes Mädchen.« Sie strich mir durch mein blondes Haar. »Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht.«

In der Hand hielt sie eine Milchflasche, die aber mit Wasser gefüllt war.

»Na los, mach den Karton auf.«

Ich gehorchte und sah zwei hart gekochte Eier. Die Schale war gesprungen, weil sie zu lange gekocht worden waren.

»Zwei Eier gegen den Hunger. Also sei brav und iss sie.« Sie reichte mir die Milchflasche. »Und hier ist etwas zu trinken.«

Sie verschwand, und ich blieb mit der Flasche und den beiden hart gekochten Eiern zurück. Kurz darauf fiel unten die Haustür ins Schloss, und ich war allein. Nur in Gesellschaft des Ungeheuers auf dem Dachboden. Verängstigt verkroch ich mich unter der dunkelgrünen Daunendecke auf meinem Bett. Meine Angst war so groß, dass ich es nicht wagte, auf die Toilette zu gehen, und ins Bett machte. Meine Kleidung und die Bettwäsche stanken nach Urin. Als die beiden zurückkamen, hörte ich Marions laute Stimme und ihr Gelächter, als sie unten anstießen und die Musik aufdrehten.

Seit diesem Tag lebte ich in ständiger Angst. Selbst wenn die Luke zum Dachboden geschlossen war, traute ich mich nicht aus meinem Zimmer. Es wurde beinahe zur täglichen Routine, mich allein mit dem Ungeheuer und zwei hart gekochten Eiern zurückzulassen. Am Wochenende gingen sie schon um die Mittagszeit aus und kamen erst zurück, wenn die Kneipe dichtmachte. Meine Einsamkeit und die Angst vor dem Monster waren unerträglich.

Ich zitterte unter der Bettdecke, weil ich mir sicher war, vom Dachboden her ein Ächzen gehört zu haben.

Das Monster hat sich aufgemacht, um mich zu holen.

Ich stellte mir dieses Ungeheuer als Wolf mit langen, scharfen Zähnen vor. Wieder ein Ächzen. Ich schloss die Augen und wickelte mich fester in die Bettdecke. Ich hörte meine Atemzüge und meinen Herzschlag.

Eines Tages, als Marion mir die Eier brachte, schien ihr mein vom Schlafmangel gezeichnetes Gesicht aufzufallen.

»Stimmt was nicht?«

»Es ist das Ungeheuer«, sagte ich weinend. »Ich habe solche Angst.«

Ein bösesartiges Grinsen huschte über ihr Gesicht.

»Es wohnt nicht nur auf dem Dachboden, Barbara«, sagte sie und legte mir eine Hand auf die Schulter, als wäre sie besorgt. »Sondern auch in deinem Kleiderschrank.«

Ich schnappte nach Luft und blickte erschrocken zwischen Marion und dem Schrank hin und her.

»Aber du hast gesagt, das Monster wohnt auf dem Dachboden.«

Meine Hände waren vor Angst schweißnass.

»Nicht nur dort, sondern überall«, sagte sie mit einer dramatischen, weit ausholenden Geste. »Es beobachtet dich ständig, um zu sehen, ob du schön artig bist.«

Ich vergrub das Gesicht in den Händen und begann zu wimmern, aber Marion packte mein Kinn und hob es, damit ich sie anblickte.

»Willst du wissen, woran du erkennen kannst, ob das Ungeheuer in dem Kleiderschrank ist, Barbara?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie fuhr mit einem Finger über das gemaserte Holz des Schranks. »Seine langen Nägel hinterlassen diese Kratzspuren.«

Sie wusste, dass sie mich total verängstigt hatte, und verließ das Zimmer. Ich blieb allein mit dem Monster zurück und suchte einmal mehr Schutz unter der Bettdecke. So ging

es neun Monate weiter. Wenn es dunkel wurde, konnte ich in meinem Zimmer nicht einmal Licht machen, denn mein Vater hatte die Glühbirne herausgeschraubt. Ich lag zitternd unter der Daunendecke und wartete darauf, dass Dad und Marion zurückkamen. Sobald sich die Haustür öffnete und kurz darauf Hits von Elvis Presley durchs Haus schallten, wusste ich, dass ich in Sicherheit war, denn mein Vater war wieder zu Hause. Der Plattenspieler lief weiter, und ich hörte, dass Dad und Marion unten tanzten. Es roch nach Alkohol und Zigarettenqualm, mein Vater war glücklich. Lange Tage und lange Nächte, bis Marion eines Tages mit einem Bündel im Arm auftauchte. Sie hatte einen wundervollen Sohn zur Welt gebracht, meinen Halbbruder Stephen, den ich von Anfang an vergötterte. Er war so klein und zart, dass ich ihn beschützen wollte. Bisher war ich ein Einzelkind gewesen, doch nun hatte ich jemanden, den ich lieben konnte. Aber Marion bestand darauf, dass ich mich Stephen und seinen Spielzeugen nicht nähern durfte.

Es wurde so schlimm, dass ich Stephen nicht einmal mehr anzublicken wagte vor lauter Angst, Ärger zu bekommen. Eines Tages entdeckte ich im Erdgeschoss ein wundervolles blaues Herz mit einem Kaninchen darauf, und wenn man an einem weißen Bändchen zog, erklang das Wiegenlied »Sleep little baby don't you cry«. Stephen lag in seinem Bettchen, aber ich wollte ihm dieses Herz zeigen. Ich warf einen Blick über die Schulter, um mich zu vergewissern, dass die Luft rein war, griff nach der Spieluhr und ging zu dem Bettchen.

»Sieh mal, was ich hier habe«, flüsterte ich.

Und dann stürmte auf einmal mein Vater in das Zimmer und sah, wie ich das Spielzeug über Stephens Kopf hielt.

»Gib her!« Er riss mir die Spieluhr aus der Hand und schrie so laut, dass Stephen zu weinen begann. »Siehst du, was du angerichtet hast?«

Auch mir stiegen Tränen in die Augen.

»Es ... Es tut mir leid«, stammelte ich.

Er wollte nichts davon wissen.

»Ich hab dir gesagt, dass du nichts zu suchen hast in der Nähe des Babys. Halt dich von ihm fern!«

»Es tut mir leid ...«, wiederholte ich. Tränen strömten über meine Wangen.

»Was bist du?«, fragte er.

Ich schlug den Blick zu Boden, weil ich ihn nicht noch wütender machen wollte.

»Ich habe gefragt, was du bist?«

»Eine Zigeunertochter«, flüsterte ich.

»Genau, und Zigeunertöchter sind absolut unbrauchbar. Also, was bist du?«

»Zu nichts zu gebrauchen«, antwortete ich, ohne den Blick zu heben.

»Du sagst es. Geh nach oben, Zigeunerbrut, und halt dich von Stephen fern.«

Ich war schon aus dem Zimmer, bevor er den Satz beendet hatte, und nahm auf der Treppe zwei Stufen auf einmal.

Obwohl ich mich Stephen nicht nähern durfte, änderten sich mit seiner Ankunft die Dinge zum Besseren. Nun war Marion die liebende Mutter, und sie begann sogar, sich für mich zu interessieren. Nachdem sie mich zuerst fast völlig ignoriert hatte, bestand sie nun darauf, mir meine langen blonden Haare zu waschen.

»Wenn ich sie einfach so trocknen lasse, gibt das schöne Ringellöckchen.« Sie trat einen Schritt zurück, um ihr Werk zu begutachten. »Du siehst gar nicht so übel aus, auch wenn ich manchmal das Gegenteil behaupte.«

Ich war sehr stolz und dankbar, dass endlich jemand Interesse an mir zeigte.

Irgendwann begann mein Vater auf Ölbohrinseln zu arbeiten,

wo er gutes Geld verdiente, aber er war nicht mehr zu Hause. Marion zog bei ihrer Schwester Lorraine ein, die ein paar Häuser die Straße hinab wohnte. Mein Vater hatte plötzlich reichlich Geld und schickte uns jede Woche Pakete. Oft enthielten sie schöne Kleider für mich, die ich aber nicht tragen durfte, weil sie nur für besondere Gelegenheiten aufbewahrt wurden.

Und dann traf eines Tages ein besonderes Päckchen in Lorraines Haus ein.

»Oh, sieh dir das an«, seufzte Marion, die ihre Schwester zu sich winkte.

Sie zog ein wundervolles blassblaues Kleid mit Spitzenbesatz und Petticoat aus dem Karton und hielt es hoch, damit Lorraine und ich es begutachten konnten. So ein schönes Kleidungsstück hatte ich noch nie gesehen. Ich wusste, dass mein Vater es für mich ausgesucht hatte, doch die beiden ließen es mich nicht einmal anprobieren. Eines Tages brachte Marion Stephen und mich zu Lorraine, damit sie auf uns aufpassen konnte. Lorraine hatte selber fünf Kinder, und das Haus platzte aus allen Nähten. Draußen war es warm, doch niemand wollte mit mir spielen, und ich langweilte mich zu Tode. Lorraine saß an einer alten Nähmaschine und flickte ein blaues Kleid. Der Anblick der sich auf und ab bewegenden Nadel faszinierte mich. Sie blickte auf und sah, dass ich sie aus einer Ecke des Zimmers beobachtete.

»Warum hängst du hier herum? Los, geh und kümmere dich um deinen Bruder. Er ist im Wohnzimmer.« Sie scheuchte mich mit einer verärgerten Handbewegung aus dem Raum.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich liebte es, mit Stephen zusammen zu sein, und nun, wo mein Vater auf der Ölbohrinsel arbeitete, schien Marion froh zu sein, wenn jemand ihr Baby unterhielt, selbst wenn ich es war.

»Und setz dich nicht auf meine Möbel!«, rief Lorraine mir

nach. »Ich will keine dreckige Zigeunergöre auf meinem Sofa sehen. Setz dich auf den Boden. Da gehörst du hin.«

Ich gehorchte und ließ mich auf den dicken, samtweichen roten Teppich fallen und stützte mich mit den Händen hinter dem Rücken ab. Ich sah Stephen beim Spielen zu und wünschte mir, ihm seine Spielzeuge aus der Hand zu nehmen und sie ihm zu erklären, doch ich hatte zu viel Angst davor, erwischt zu werden. Lorraines Wohnzimmer war völlig anders als das in unserem Haus. Trotz ihrer fünf Kinder war es tadellos aufgeräumt. Auf dem Kaminsims standen Porzellanstatuetten, an den Wänden hingen teuer gerahmte Bilder. Und in der Mitte des Zimmers stand ein großer Schwarzweißfernseher. In den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts besaß noch kaum jemand einen Fernseher, und so war er Lorraines ganzer Stolz. Plötzlich öffnete sich die Tür des Wohnzimmers, und Peter trat ein, einer von Lorraines Zwillingen. Er war groß und noch ein Teenager, hatte aber schon den Körperbau eines Mannes. Nachdem er die Tür geschlossen hatte, kam er auf mich zu. Ich war nervös, denn er mochte mich nicht. Was immer er wollte, ich wusste, dass ich Ärger bekommen würde.

Ich zeigte auf Stephen und sein Spielzeug. »Ich habe nichts angerührt.«

Er ignorierte es. Ich wandte mich ab, gelähmt vor Angst, weil ich nicht wusste, was er sagen oder tun würde. Plötzlich schoss ein stechender Schmerz meinen Arm hoch, und ich sah, dass er einen seiner schweren braunen Stiefel auf meine Hand gesetzt hatte. Die grobe Sohle schnitt in meine Haut, und ich begann zu schreien und zu betteln, er möge aufhören, aber er tat es nicht.

»Dreckige Zigeunerbrut.«

Der Schmerz war so schlimm, dass ich ihn erneut anbetelte, mich in Ruhe zu lassen.

»Was ist hier los?« Plötzlich stand Lorraine im Türrahmen, die meinen Aufschrei gehört haben musste, und dicht hinter ihr war Marion. Sie hob Stephen vom Boden auf und begutachtete ihn.

Sie warf mir einen aggressiven Blick zu. »Mein Gott, für einen Augenblick habe ich geglaubt, du hättest ihm etwas getan.«

Ich hatte solche Schmerzen, dass ich zunächst nicht begriff, was sie gesagt hatte, doch dann dämmerte es mir. Sie hatte befürchtet, ich hätte dem Baby etwas angetan.

Als er seine Mutter sah, hatte Peter sofort den Stiefel von meiner Hand zurückgezogen. Ich war mir sicher, dass Lorraine es gesehen hatte, und sie war wütend, aber nicht auf ihn, sondern auf mich. Meine Hand schmerzte höllisch. Es kam mir so vor, als müssten alle Finger gebrochen sein.

»Was ist hier los?«, wiederholte Lorraine

Sie warf Peter einen eisigen Blick zu, doch der zuckte nur die Achseln.

»Sieh mich nicht so an, ich bin gerade erst hier reingekommen ...«

Ich bekam kaum etwas mit von dem Wortwechsel, da der Schmerz immer noch so schlimm war, doch ich wusste, dass ich aufhören musste zu weinen. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Meine Hand fühlte sich so an, als wäre sie von einem Autoreifen zerquetscht worden.

Lorraine packte verärgert meine Schulter. »Hör auf zu heulen!«, fuhr sie mich an. »Hörst du mich nicht? Ich habe gesagt, du sollst aufhören zu flennen!«

Ich wollte erzählen, was passiert war, bekam aber kein Wort heraus. Ohnehin hätte mir niemand geglaubt.

»Jetzt reicht's mir«, verkündete Lorraine. »Du machst zu viel Ärger. Steh auf, dann geht's ab nach Hause.«

Marion brachte mich zum Haus meines Vaters zurück,

das nur ein paar Schritte entfernt war. Sie würde mich dort einschließen und mich mit meinen Schmerzen und dem Ungeheuer zurücklassen. Sie öffnete die Wohnzimmertür und bedeutete mir mit einer Geste, ich solle eintreten.

»Du bleibst hier und gibst keinen Mucks von dir. Und bleib vom Fenster weg. Was bei uns los ist, geht die Nachbarn nichts an.«

Damit knallte sie die Tür zu und war verschwunden.

Kurz darauf hörte ich die Haustür ins Schloss fallen. Einmal mehr war ich allein, doch diesmal würde mein Vater nicht zurückkommen. Alkohol, Zigarettenrauch, Elvis Presley, das war lange vorbei. Außer mir und dem Ungeheuer im ersten Stock war niemand im Haus. Ich hatte Angst, meine Schluchzer könnten es aufwecken. Also weinte ich möglichst lautlos und machte mich so klein wie möglich. Die Stunden schleppten sich dahin, und ich hatte keine Spielzeuge, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich setzte mich auf und studierte das Muster der Tapete. In dem Haus war es drückend heiß, doch es war mir verboten, das Fenster zu öffnen, um eine kühle Brise hineinzulassen. Stattdessen musste ich die weiter ansteigende Temperatur ertragen. Ich hatte entsetzlichen Durst und musste unbedingt etwas trinken. Schließlich öffnete ich die Tür, hielt ängstlich nach dem Ungeheuer Ausschau und verschwand blitzschnell in der Küche, wo ich gierig Leitungswasser trank. Als mein Durst gestillt war, kehrte ich sofort wieder in das sichere Wohnzimmer zurück und schloss die Tür. Ich lehnte mich mit dem Rücken dagegen, mein Herz hämmerte heftig. Ich blieb dort für den Rest des Tages und bis zum nächsten Morgen, als endlich Marion auftauchte.

»Komm mit, ich bring dich wieder zu Lorraine.«

Meine rechte Hand war stark angeschwollen, fast doppelt so groß wie sonst. Da ich kein Gewicht darauf verlagern konnte,

hatte ich Probleme mit dem Aufstehen. Wider besseres Wissen hoffte ich, dass man mir vergeben hatte.

»Komm her, elende Zigeunergöre«, höhnte Lorraine, als ich durch die Hintertür trat.

Ich sah einen großen Karton auf dem Tisch und fragte mich, was sich darin befunden haben mochte. Ihr fiel auf, dass ich ihn anstarrte.

»Neugierig?« Sie tippte auf die Oberseite des Kartons. »Wir haben etwas damit vor.«

Ein paar Stunden später wurde den anderen Kindern am Küchentisch ein Teller mit Pommes frites vorgesetzt. Ich bekam nur ein Stück Brot, das ich auf der Stufe der Hintertür essen sollte. Es war nicht mit Butter bestrichen und trocken. Das Schlucken tat mir weh, doch ich wagte es nicht, mich zu beschweren, weil ich nicht erneut allein in unser Haus gebracht werden wollte. Während ich lustlos an dem Brot knabberte, blickte ich auf meinen angeschwollenen Bauch. Meine Arme und Beine waren spindeldürr, der Bauch aber aufgetrieben und hart. *Ich sehe nicht einmal so aus wie die anderen Kinder.* Ich bekam so wenig zu essen, dass es an ein Wunder grenzte, dass ich noch nicht verhungert war. Nachdem ich das Brot gegessen hatte, stand ich im Hof, als Marion mich in die Küche rief. Sie habe eine Überraschung für mich. Ich trat nervös ein, doch dann sah ich das wundervolle blaue Kleid, das mein Vater für mich geschickt hatte, über der Rückenlehne eines Küchenstuhls hängen.

Marion klopfte auf die Sitzfläche eines anderen Stuhls. »Komm her und setz dich.« Sie hielt Haarspangen und Lockenwickler in den Händen. Offenbar bemerkte sie meine Angst, denn sie fügte hinzu: »Wir machen dich richtig hübsch zurecht. Stimmt's, Lorraine?«

Sie warf ihrer Schwester einen seltsamen Blick zu, und die grinste. Mir war unbehaglich zumute.

»Komm her, du hast gehört, was sie gesagt hat«, rief Lorraine.
»Setz dich!«

Der Ton ihrer Stimme klang ungemütlich, und ich gehorchte sofort.

Marion sagte, sie würde mir die Haare waschen, und dann dürfe ich das Kleid anziehen, das mein Vater mir geschenkt hatte. Ich war völlig verblüfft.

»Das gefällt dir doch, oder?«, fragte sie lächelnd.

An solche Zuvorkommenheit war ich nicht gewöhnt, und ich nickte dankbar.

Sie zog einen der Stühle an die Spüle heran und befahl mir, darauf zu steigen. Dann zog sie mir die dreckigen Kleidungsstücke aus und wusch mich von Kopf bis Fuß. Ich fühlte mich wie ein ganz anderer Mensch.

»Jetzt geht's dir schon besser, stimmt's?«

Ich blickte zu Lorraine hinüber. Sie saß am Küchentisch und zerschnitt mit einer Schere den Karton.

Marion wusch mir die Haare, dann kamen die Lockenwickler an die Reihe. Als sie getrocknet waren, gab sie mir ein hellblaues Haarband und half mir beim Anziehen des neuen Kleides. Ich blickte an mir herab und schnappte nach Luft. Noch nie hatte ich mich so gut gefühlt.

Marion trat einen Schritt zurück und wandte sich Lorraine zu. »Nun, was sagst du?«

»Sie sieht wundervoll aus«, antwortete Lorraine. »Wie ein Engel.«

Aus einem mir unbekanntem Grund brachen die beiden Frauen in Gelächter aus. Ich war nur glücklich und konnte es nicht fassen, dass mal jemand gut zu mir war.

Haben sie vielleicht endlich begriffen, dass Peter mir auf die Hand getreten hat? Tue ich ihnen deswegen leid? Vielleicht werden sie sich jetzt genauso um mich kümmern wie um die anderen Kinder?

Lorraine durchwühlte eine Schublade des Küchenschanks.

»Wo hab ich die Dinger bloß?«

»Was für Dinger?«, fragte Marion, während sie mir Strümpfe anzog.

»Die Nadeln, mit denen die Windeln zusammengehalten werden.«

Ich fragte mich, wofür sie die brauchte.

Vielleicht für Stephen? Ich bin kein Baby mehr. Ja, dass muss es sein. Sie braucht die Nadeln für Stephen.

Aber ich hatte mich getäuscht.

»Halt still«, blaffte sie mich an, während sie an der Rückseite meines neuen Kleides riss. Dann spürte ich den Stich einer spitzen Nadel in meinem Rücken.

»Aua!«, wimmerte ich.

»Wenn du brav stillhältst, ersteche ich dich nicht.«

Wieder zerrte sie an meinem wundervollen Kleid und befestigte etwas daran. Als sie fertig war, trat sie zurück und lachte, während ich mich drehte und zu sehen versuchte, was sie gemacht hatte. Als ich es begriff, war ich völlig verwirrt. Sie hatte zwei Flügel aus Pappe an meinem Kleid angebracht.

»Du siehst wie ein Engel aus, und ein Engel braucht Flügel«, sagte sie kichernd.

Marion schlug eine Hand vor den Mund und kicherte ebenfalls, und es steigerte sich zu einem hysterischen Gelächter. Ich wusste nicht, was so lustig war, lachte aber mit, doch mein Lachen stachelte sie nur noch mehr an. Nachdem Lorraine sich halbwegs eingekriegt hatte, zog sie mich von dem Stuhl hoch.

»Hör zu, ich will, dass du mit dem hübschen Kleid und den brandneuen Flügeln die Straße hinauf und hinunter gehst.«

Ich drehte mich erneut. Irgendetwas war auf die Flügel ge-

schrieben, doch ich konnte noch nicht lesen. Aber ich fühlte mich wundervoll in dem neuen Kleid und war nur zu glücklich, es den anderen Kindern zu zeigen. Ich stolzierte die Straße hinauf und hinab, wie man es mir gesagt hatte, und die Erwachsenen schauten mich entsetzt an. Die meisten anderen Kinder, die draußen spielten, waren in meinem Alter und konnten auch noch nicht lesen. Kichernd paradierte ich weiter, denn ich fühlte mich zum ersten Mal in meinem Leben als etwas Besonderes, doch je länger es dauerte, desto stärker wurde mir bewusst, dass etwas nicht stimmte. Die Mienen der Erwachsenen änderten sich, sobald sie gesehen hatten, was die beiden Frauen mit einem dicken schwarzen Filzstift auf die Flügel geschrieben hatten. Ich sollte es erst sehr viel später erfahren.

Sie mag aussehen wie ein Engel, ist aber der Teufel – spielt nicht mit ihr.

Von diesem Augenblick an war ich in der Nachbarschaft mit einem unauslöschlichen Makel behaftet. Ich war die Zigeunertochter und würde es immer bleiben. So sehr ich mich auch bemühte, ich würde es nie jemandem recht machen können.

2

Geplatzter Kindergeburtstag

Mit den Engelsflügeln hatten Marion und Lorraine sich alle Mühe gegeben, mich zu demütigen, doch es war ihnen nicht gelungen. Ich war so daran gewöhnt, wie der letzte Dreck behandelt zu werden, dass ich fast schon immun dagegen war. Lorraine passte tagsüber auf mich auf, weil mein Vater sie dafür bezahlte. Sie und Marion standen in der Haustür und warteten auf den Briefträger, denn Dad schickte ständig Geld. Natürlich war es für mich, Stephen und unseren Lebensunterhalt gedacht, doch was mich betraf, so sah ich nie viel davon. Die beiden Frauen rieben sich die Hände, während sie auf die nächste Sendung lauerten. Manchmal enttäuschte sie der Betrag, manchmal war er höher als erwartet. Dann machten sie sofort einen Einkaufsbummel, um sich und die Kinder zu beschenken, doch ich bekam nie etwas.

Eines Abends, als ich gerade ins Haus meines Vaters zurückkehren wollte, legte Lorraine mir eine knochige Hand auf die Schulter.

»Wir haben Besuch, der über Nacht bleibt«, verkündete sie.

Ich schaute sie mit einem leeren Blick an.

Will sie, dass ich den ganzen Tag über in dem anderen Haus bleibe?

»Wir haben hier nicht genug Platz«, fuhr sie fort. »Also werden die Zwillinge drüben bei dir bleiben müssen.«

In dem Augenblick trat Marion in die Küche.

»Hast du es ihr gesagt?«

Marion nickte.

»Gut.« Sie blickte mich an. »Ich gehe mit dir rüber und mache ein Bett.«

Da meine Matratze nach Urin stank, beschloss Marion, es sei am besten, wenn sie das große Ledersofa herrichtete, das als Gästebett diente.

»Das hätten wir«, sagte sie, als sie fertig war. »Genug Platz für alle.«

Sie sagte, ich solle mich sofort schlafen legen, die Jungs würden erst später kommen. Aber ich hatte keine Ahnung, dass sie direkt aus der Kneipe kamen. Sie stanken nach Bier und beließen es dabei, die Schuhe auszuziehen, bevor sie sich hinlegten. Peter und Paul waren achtzehn, und deshalb fand ich es beängstigend, ein Bett mit ihnen teilen zu müssen, wenn auch nur für ein paar Wochen. Peter legte sich auf der linken Seite neben mich, Paul auf der rechten. Ich war zwischen den beiden eingequetscht. Ich tat so, als würde ich schlafen, weil ich nicht wusste, was ich hätte sagen sollen. Peter hatte mir brutal auf die Hand getreten, und schon der bloße Gedanke daran, eine Nacht neben ihm verbringen zu müssen, machte mir Angst. Nach ein paar Minuten begann Paul zu schnarchen. Ich wagte es nicht, mich zu Peter umzudrehen. Doch dann spürte ich plötzlich sein Knie an meinem Rücken.

»Wach auf, Zigeunerin«, zischte er. »Ich will, dass du mir die Füße kratzt.«

Ich tat weiter so, als würde ich schlafen, doch Peter trat mich, bis ich mich schließlich umdrehte. Als ich es tat, sah ich nicht sein Gesicht, sondern seine Füße.

»Ich hab gesagt, du sollst mir die Füße kratzen.«

Ich war verwirrt.

Warum um Himmels willen soll ich ihm die Füße kratzen?

Ich war zu verängstigt, um Nein zu sagen, und so begann ich, ihm seinen Wunsch zu erfüllen.

»Nein, nicht so!«, blaffte er mich an. »Ich will, dass du mir die Fußsohlen kratzt.«

Ich gehorchte, doch da er mir mit demselben Fuß fast alle Knochen meiner rechten Hand gebrochen hatte, hätte ich mich am liebsten gerächt. Alles ging eine scheinbare Ewigkeit so weiter, und schließlich nickte ich ein, wurde aber sofort wieder aus dem Schlaf gerissen, weil er mir einen schmerzhaften Tritt gegen die Brust verpasste.

»Du hörst erst auf, wenn ich es sage.«

Irgendwann gingen seine schweren Atemzüge in ein lautes Schnarchen über. Endlich konnte ich aufhören. Peter war ein brutaler Despot. Natürlich war Marion mit Stephen in Lorraines Haus geblieben, obwohl es voller Besucher war. Ich musste das Bett weiter mit den Zwillingen teilen, bis ich eines Morgens abrupt aus dem Schlaf gerissen wurde. Die beiden Jungs waren bereits zur Arbeit gegangen, als jemand die Vorhänge aufriss. Grelles Sonnenlicht strömte ins Zimmer und blendete mich. Ich sah die Silhouette einer Frau – Marion. Sie kam schnell zu mir und suchte meine Kleidungsstücke vom Fußboden auf.

»Komm, steh auf«, befahl sie laut.

Ich blinzelte.

»Na los, mach schon. Wir müssen das Haus aufräumen und putzen. Du kannst mir dabei helfen.«

Sie zog die Bettdecke weg.

Gähmend stand ich auf, aber ich war verwirrt. Bisher hatte Marion noch nie einen Gedanken daran verschwendet, das Haus in Ordnung zu bringen, und so fragte ich mich, was so wichtig sein mochte, dass sie es nun tun wollte. Ich sah zu, wie sie Sachen beiseite räumte und begann, Staub zu wischen.

Sie reichte mir eine Flasche mit einem Putzmittel. »Hier, kümmere dich um das Bad. Ich will es tadellos sauber sehen, sonst gibt's Ärger.«

Ich schrubbte und schrubbte und gab mir alle Mühe, da mir bewusst war, dass meine Leistung beurteilt werden würde. Die Toilette war ein Albtraum, auch der Boden der stählernen Badewanne war kaum sauber zu bekommen. Ich war erst fünf, und dafür waren meine Arme noch nicht lang genug. Dann stand Marion im Türrahmen und schimpfte mich verärgert aus.

»Gib her.« Sie riss mir den Putzlappen aus der Hand.
»Wenn man will, dass es hier ordentlich aussieht, muss man alles selber machen.«

Ich wollte fragen, warum wir das Haus putzten, hatte aber zu viel Angst, sie noch wütender zu machen. Meine Frage wurde am folgenden Tag beantwortet, als Dad plötzlich vor Lorraines Haustür stand. Mein Vater war wieder da. Ich warf mich ihm in die Arme, und er drückte mich, doch wenn er auch froh war, mich wiederzusehen, leuchteten seine Augen erst wirklich, als er Stephen in den Armen hielt, ohne Zweifel sein Lieblingskind. Mit der Khakihose, dem weißen Hemd und den Turnschuhen erinnerte mich Dad an Elvis Presley in dem Film *Café Europa*. Natürlich schlang Marion die Arme um ihn, doch offensichtlich interessierte sie in erster Linie, mit wie viel Geld er zurückgekommen war. Für Stephen hatte er einen Karamell-Schokoriegel mitgebracht, der jetzt auf dem Kaminsims lag, doch es war ein so außergewöhnlich heißer Sommertag, dass ich befürchtete, er könnte schmelzen. Mir war klar, dass ich die Finger davon lassen musste, doch ich griff nach dem Schokoriegel und sah ihn mir genau an. Er war schwerer als vermutet und verströmte einen betörenden Duft, der mir verlockend in die Nase stieg. Ich war so hingerissen, dass ich die Schritte hinter mir nicht hörte. Und dann verpasste mir Dad eine so harte Ohrfeige, dass ich rückwärts auf das Sofa fiel.

»Ich wollte ihn nicht für mich nehmen, ehrlich ...«, stam-

melte ich, doch es half nichts. In den Augen meines Vaters war ich eine dreckige Zigeunergöre und damit auch eine Diebin.

»Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nichts anrühren, was Stephen gehört ...«

Die nächste Ohrfeige.

»Aber ich ... Ich wollte nur ...«

Ohrfeige Nummer drei.

Ich fiel von dem Sofa auf den Boden, und er thronte wie ein Riese über mir. Dann zog er mich auf die Beine und schleifte mich durch das Wohnzimmer Richtung Tür, wo ich mit dem Gesicht an den Rahmen stieß.

»Aus!«, schrie ich.

Mein Vater ignorierte es und zog mich weiter zum Fuß der Treppe.

»Geh nach oben, dreckige Zigeunerin.«

Mit meinem brennenden Gesicht rannte ich zu meinem Zimmer und knallte die Tür zu in der Hoffnung, dass er mir nicht folgte. Ich war so verängstigt, dass ich mich erst wieder am nächsten Morgen unten blicken ließ. Trotz meines geschwollenen Gesichts sagte niemand etwas dazu, doch ich bemerkte, dass Marion meinem Vater einen beunruhigten Blick zuwarf. Der aber hatte bereits alles vergessen. Wenn er mich bestraft hatte, war für ihn die Angelegenheit erledigt. Da spielte es keine Rolle, ob ich ein blaues Auge oder sonstige Blessuren hatte. Marion erzählte, dass ich in zwei Tagen eingeschult werden würde, und ich konnte meine Aufregung kaum im Zaum halten. Ich konnte es nicht abwarten, andere Kinder kennenzulernen und mit ihnen zu spielen, und ich hoffte, dass wir gut zueinander passen und dass sie mich wie ein ganz normales Kind behandeln würden. Aber es sollte anders kommen. Zwei Tage später saßen Stephen und ich beim Frühstück, als er auf einmal zu kichern begann und sei-

nen Brei mit dem Löffel auf den Boden kleckerte. Ich blickte zu Marion hinüber, weil ich damit rechnete, dass sie zu schimpfen beginnen würde, doch sie reagierte überhaupt nicht, weil sie tief in ihr Gespräch mit meinem Vater verstrickt war.

»Und was machen wir jetzt mit der Einschulung?«, hörte ich Marion fragen. Sie schaute nervös in meine Richtung, und ich schlug den Blick nieder, damit sie nicht glaubte, dass ich lauschte.

Mein Vater seufzte, trank einen Schluck Tee und zuckte nur die Achseln. »Keine Ahnung, ich weiß es nicht.«

Marion füllte den Kessel mit Wasser, setzte ihn auf und zündete eine Flamme des Gasherds an.

»Wir könnten sagen, sie habe sich an der Ecke eines Tisches den Kopf gestoßen«, schlug Marion vor.

»Ja.« Dad nickte. »Genau das sagen wir.«

Sie redeten über mich und mein verunstaltetes Gesicht. Nach dem Frühstück wusch Marion mich und zog mir saubere Kleidung an. Sie hatte sogar weiße Söckchen für mich besorgt. Ich war so aufgeregt, weil ich nun in die erste Klasse kam. Marion packte Stephen in den Kinderwagen, und wir gingen Richtung Schule. Das Lampenfieber machte mich immer aufgeregter. Plötzlich blickte Marion auf. Lorraine kam aus ihrem Haus gestürmt und rannte hinter uns her, doch als sie mich sah, wurde sie bleich und blieb wie angewurzelt stehen.

»Wohin willst du mit ihr?«

»Zur Schule. Barbara kommt heute in die erste Klasse.«

Lorraine blickte zwischen ihrer Schwester und mir hin und her. Dann packte sie Marions Arm, nahm sie beiseite und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»So wie ihr Gesicht aussieht, kannst du sie nicht einschulen lassen.«